

## Die Russen kommen ...

### **Die Befreiungskatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mitteleuropa 1944/45**

**Band VI/16**

#### Die Zwangsverschleppung der Rumänien-Deutschen

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1957 über die Zwangsverschleppung der Rumänien-Deutschen (x007/77E-80E): >> Anders als Ungarn oder die von den Sowjets besetzten deutschen Ostgebiete galt Rumänien nicht als "Feindesland". Die rumänische Regierung vermochte sich der von den Sowjets geforderten Stellung von Arbeitskräften für den Wiederaufbau in der Sowjetunion dennoch nicht ganz zu entziehen, doch wurde die Aktion im wesentlichen auf die arbeitsfähigen Jahrgänge der volksdeutschen Bevölkerung beschränkt.

Ob und wieweit die von der geflüchteten Volksgruppenführung unter Andreas Schmidt im November 1944 organisierten Sabotageaktionen hinter der russisch-rumänischen Front die Deportationspläne beeinflußt haben, muß dahingestellt bleiben. Sicher haben sie die Bemühungen volksdeutscher Politiker, die Verschleppung zu verhindern oder doch einzuschränken, ernsthaft beeinträchtigt.

Hans Otto Roth, der anerkannte Sprecher der Siebenbürger Sachsen, versuchte in den ersten Januartagen gemeinsam mit dem Banater Dr. Franz Kräuter, in direkter Aussprache mit Ministerpräsident Radescu wie durch Vermittlung der demokratischen Parteiführer Maniu und Bratianu, durch den Nuntius und über den jüdischen Politiker Dr. Fildermann eine Milderung, einen Aufschub der geplanten Deportationen zu erreichen. Doch blieben alle Interventionsversuche - auch anderer volksdeutscher Gruppen - erfolglos. Erste Meldungen über den Gang der Gespräche hatten freilich beruhigend gewirkt, so daß der unvermittelte Beginn der Deportationen in Siebenbürgen um so überraschender kam.

Unter den Deutschen des Sathmar-Gebiets hatten die Deportationen schon am 2. und 3. Januar begonnen. Nachdem die Aktion in der Nacht vom 10. zum 11. Januar 1945 in Kronstadt und Bukarest angelaufen war, setzten die Aushebungen fast schlagartig im ganzen Lande ein. Im Gegensatz zu der wilden Menschenfängerei serbischer Partisanen in Süd-Ungarn vollzog sich die Deportation in Rumänien nach einem von den rumänischen Behörden sorgfältig vorbereiteten Plan. Auf Grund der im Herbst durchgeführten Registrierung - zum Teil auch noch des in rumänische Hand gefallenen Nationalkatasters von 1941 - wurden Listen der Deutschen zusammengestellt, die in die zur Deportation vorgesehenen Altersklassen fielen: Männer von 17 bis zu 45, Frauen von 18 bis zu 30 Jahren; Übergriffe nach oben und unten waren vor allem auf dem Lande häufig.

Vor Beginn der Aktion wurden die Ortsausgänge vielfach durch Polizei, Militär, oder auch rumänische Freiwillige abgesperrt, Telefon, Telegraph und Eisenbahnbetrieb unterbrochen, so daß eine Flucht nur sehr begrenzt möglich war. In den Städten gingen gemischte rumänisch-sowjetische Patrouillen von Haus zu Haus, um die Betroffenen auszuheben; zum Teil wurden sie völlig unvorbereitet in den Straßen aufgegriffen. Die deutschen Einwohner auf den Dörfern wurden vielfach kurzerhand durch den Gemeindeboten oder Gendarmen aufgefordert, sich zu festgesetzter Zeit im Gemeindeamt oder in der Schule einzufinden.

Ein Großteil leistete schon der ersten Aufforderung Folge, wobei man oft an einen der üblichen kurzfristigen Arbeitseinsätze glaubte. Andere suchten sich zu verstecken, wurden aber durch die Razzien und Haussuchungen der folgenden Wochen nachträglich erfaßt; die Drohung, Eltern oder Verwandte als Geiseln zu verhaften, zwang manchen, sich freiwillig zu stel-

len. Dennoch gelang es nicht wenigen, sich der Deportation zu entziehen. Trotz der damit verbundenen Gefahren erwiesen sich die rumänischen Nachbarn, ja selbst rumänische Beamte und Offiziere in vielen Fällen über Erwarten hilfsbereit.

Die politische Haltung des einzelnen spielte bei den Aushebungen keine Rolle. Die Insassen der Internierungslager wurden ebenso betroffen wie die zum Teil aktiven deutschen Kommunisten des Industriezentrums Reschitza und die madjarisierten Schwaben des Sathmar-Gebiets. Selbst die noch in der rumänischen Armee dienenden Deutschen sollten ausgehoben werden, wurden allerdings zum Teil von ihren Vorgesetzten gedeckt. - Als die Aktion nach mehreren Wochen endgültig abgeschlossen wurde, waren insgesamt rund 75. 000 Volksdeutsche deportiert worden.

Das Schicksal der Ausgehobenen entsprach im allgemeinen dem ihrer Leidensgenossen aus Ungarn, aus Jugoslawien und den deutschen Ostgebieten, wenn sie auch als nominell "freiwillige" Aufbauarbeiter in Rußland im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten zum Teil günstiger behandelt wurden.

Von Sammellagern in den Aushebungsorten wurden die Zwangsarbeiter zu Fuß oder mit Lastwagenkolonnen und Fuhrwerken zu den nächsten Bahnstationen gebracht, um dort unter Bewachung sowjetischer Soldaten in vergitterte Viehwagen verladen zu werden. In mehrwöchiger Fahrt wurden sie - in Jassy oder Kischinew in russische Breitspur-Waggons umgeladen - in die sowjetischen Arbeitslager übergeführt. Die Mehrzahl fand in den Lagern des Donezbeckens um Stalino und Woroschilowgrad Unterkunft.

Ein Teil der Verschleppten kam allerdings schon diesseits des Dnjepr um Kriwoi-Rog und Dnjepropetrowsk zum Einsatz, während kleinere Gruppen bis in die Bergwerkslager beiderseits des Ural geführt wurden.

Schon auf der langwierigen Fahrt in den überfüllten, primitiv eingerichteten Waggons hatten Hunger und Kälte die ersten Todesopfer gefordert. Den ungewohnten Anforderungen der schweren Arbeit unter Tage, bei Wald- oder Erdarbeiten waren viele gesundheitlich nicht gewachsen. Verpflegung und Bekleidung waren, zumindest in den ersten Jahren, sehr schlecht, so daß es trotz zum Teil fast wohlwollender Behandlung durch die sowjetischen Vorgesetzten zu zahlreichen Krankheits- und Todesfällen kam.

Schon im Spätsommer 1945 kehrten die ersten Krankentransporte nach Rumänien zurück. Weitere Transporte mit Arbeitsunfähigen folgten.

In den Jahren 1946/47 wurden diese Heimkehrerzüge allerdings fast ausschließlich über Frankfurt/Oder nach Mitteldeutschland geführt; eine Rückkehr nach Rumänien wurde den Angehörigen dieser Transporte, die zum Teil jahrelang in sowjetzonalen Arbeitslagern oder zur Landarbeit eingesetzt wurden, im allgemeinen nicht gestattet.

Die Masse der Deportierten wurde in den Jahren 1948/49 nach Rumänien oder Deutschland zurückgeführt; die letzten konnten erst 1950/51 heimkehren.

Nach zuverlässigen Schätzungen muß mit einer Verlustquote von nahezu 15 % gerechnet werden: mehr als 10.000 kehrten nicht zurück. Von den Heimkehrern blieb fast die Hälfte in Deutschland und Österreich.<<

### **Versuche von volksdeutschen Politikern, die Deportation zu verhindern, Verschleppungsaktion im Januar 1945**

Erlebnisbericht des Journalisten Herwart S. aus Hermannstadt in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/229-231): >>Die Befürchtung, daß ... (Massenverschleppungen) auch für die Deutschen Rumäniens bevorstehe, wurde Ende Dezember 1944 laut, als die ersten Transporte mit Deportierten aus dem Banat und der Batschka durch das Land rollten. Angesichts dieser Gerüchte, die vom größten Teil der Bevölkerung nicht geglaubt wurden, überlegten wir, was getan werden könnte.

Jedenfalls begab ich mich am 10. Januar nach Bukarest und beriet mich mit dem damaligen Staatssekretär Rudolf Brandsch. Wir stellten eine Abordnung von Rumänien-Deutschen zusammen und gingen zum damaligen Ministerpräsidenten General N. Radescu, um festzustellen, ob die Gerüchte und unsere Befürchtungen hinsichtlich der bevorstehenden Verschleppung zutreffen würden. Radescu empfing uns und erklärte, daß die Russen tatsächlich angeordnet hätten, eine bestimmte Zahl von Deutschen für Wiedergutmachungsarbeiten in der Sowjetunion zur Verfügung zu stellen. Um welche Jahrgänge es sich handle, wisse er aber selbst noch nicht.

Schützen könne er uns offiziell ebenfalls nicht, da es sich um einen ausdrücklichen Befehl der Sowjets handeln würde. Doch gab er uns den Rat, die Gefährdeten sollten sich in den Bergen und Wäldern verstecken. Außerdem erklärte er sich bereit, von uns namhaft zu machende Persönlichkeiten dadurch vor der Zwangsverschickung bewahren zu wollen, daß er sie für die rumänische Wirtschaft als unentbehrlich bezeichne. Zu diesem Zweck sollten wir ihm Listen einreichen.

Solche Listen wurden dann tatsächlich schon am nächsten und den darauffolgenden Tagen übergeben und entsprechende Ausweise vom Ministerpräsidenten ausgegeben. Unterdessen hatte auch die Gruppe um Landeskirchenkurator und ehemaligen Vorsitzenden der deutschen parlamentarischen Gruppe, Dr. Hans Otto Roth, Verhandlungen aufgenommen, nachdem mein Versuch, Dr. Roth in einer Unterredung zu einem einheitlichen Vorgehen zu bewegen, fehlgeschlagen war. Der zweiten Verhandlungsgruppe scheint Radescu ähnliche Erklärungen abgegeben zu haben, denn auch von ihr wurden in aller Eile Listen zusammengestellt und eingereicht.

Die Ausweise, die den Vertretern der beiden Delegationen zwecks Weiterleitung an die betreffenden Persönlichkeiten ausgehändigt wurden, trafen in der Provinz in den meisten Fällen zu spät ein, da die Inhaber bereits abtransportiert waren. Die örtlichen Behörden berücksichtigten diese Ausweise außerdem nur selten, nämlich nur dann, wenn sie von den lokalen Machthabern gegengezeichnet waren. Radescu stand damals schon im Gegensatz zu den Kommunisten, auf die er später sogar schießen ließ, weil sie "landfremde, gottlose Menschen" seien. ...

2 Tage nach unserer Unterredung mit dem Ministerpräsidenten begann im ganzen Land die Verschleppung. Ich blieb in Bukarest, weil ich mich dort sicherer wähnte. ... Von den Verschleppungen wurde die weibliche deutsche Bevölkerung vom 18. bis zum 30. sowie die männliche vom 17. bis zum 45. Lebensjahr betroffen. Übergriffe auf ältere und jüngere Personen waren an der Tagesordnung. Das Soll mußte erfüllt werden.

Die Erfassung der Betroffenen war verschieden. In den Dörfern mußten sie sich im allgemeinen bei den Gemeindeämtern melden und wurden nur dann individuell aufgegriffen, wenn sie sich nicht stellten. In den Städten spielte sich der Menschenfang anders ab. Gemischte russisch-rumänische Patrouillen gingen von Haus zu Haus und fahndeten auf Grund von Listen nach den Gesuchten. Selbst auf den Straßen wurden die Menschen aufgegriffen und in die zu diesem Zweck vorgesehenen Sammellager eingeliefert, ohne daß sie vorher nach Hause gehen konnten, um sich warme Kleidung und Verpflegung zu holen. Und der Winter war bitter kalt. In den Sammellagern wurden unverzüglich die Transporte zusammengestellt.

Verschleppt wurden auch die entsprechenden Jahrgänge aus den Internierungslagern, und gesucht wurden sie auch in den militärischen Einheiten. Dabei ist rühmend zu erwähnen, daß die Kommandanten derselben in den meisten Fällen bemüht waren, die Betroffenen zu schützen. Manche davon entgingen dadurch einem schweren Schicksal.

Die Verschleppung hielt mehrere Wochen an. Die rumänische Bevölkerung erwies sich vielfach als hilfreich. Zahlreiche Deutsche konnten sich zunächst in rumänischen Wohnungen versteckt halten. Auch ich lebte in Bukarest hauptsächlich bei Rumänen. Doch kamen sehr

bald Verordnungen heraus, die das Beherbergen von Deutschen verboten.

Um der Verschleppung zu entgehen, wurden zahlreiche Scheinehen geschlossen. Töchter aus besten Familien der Siebenbürger Sachsen gingen mit diesem fragwürdigen Beispiel voran, das auf dem flachen Lande nachgeahmt wurde und vielfach zu schweren seelischen Konflikten führte. Selbst Übertritte zum griechisch-orthodoxen Bekenntnis kamen vor. Andere wieder ließen sich auf Grund ihres Namens zu Madjaren deklarieren. Ganz Kluge machten von einer bestehenden Verordnung Gebrauch und ließen sich bei den Bürgermeisterämtern als Volksrumänen eintragen. Doch haben diese Maßnahmen im allgemeinen wenig genützt.

Das Soll mußte erfüllt werden, und so ereilte das Schicksal auch manchen, der gar nicht gemeint war, u.a. Rumänen und Juden, die gerade zur Hand waren, wenn das russische Begleitpersonal auf Bahnhöfen, die durchfahren wurden, die Flucht des einen oder anderen Waghalsigen feststellte.<<

### **Verschleppungsaktion in Bukarest im Januar 1945**

Erlebnisbericht der Eva K. aus Bukarest in Rumänien (x007/233): >>Wir brachten die aufregenden Tage vor der Deportierung in der Wohnung des ehemaligen Vorsitzenden der deutschen parlamentarischen Gruppe, Dr. Hans Otto Roth, zu und erlebten dort, wie verzweifelt man über alle möglichen Stellen versuchte, wie z.B. den päpstlichen Nuntius, den jüdischen Führer Dr. Fildermann und natürlich über die Regierung Radescu bei den Russen zu intervenieren, um wenigstens einen Aufschub der Verschleppungsaktion bis zum Frühjahr zu erwirken.

Es war jedoch alles vergeblich und ich werde nie vergessen, in welcher Verzweiflung Dr. Roth von seinem letzten, vergeblichen Gang bei Radescu zurückkehrte und den aus allen Provinzstädten anrufenden Vertretern mitteilen mußte: "Der Kranke ist gestorben." Das war das Stichwort für den Beginn der Verschleppungen.

In der selben Nacht, am 10.1., begannen die Aushebungen in Bukarest, am 13.1. in der Provinz. Meine Schwester und ich wohnten in den gefährlichen Wochen bei verschiedenen jüdischen Geschäftsfreunden meines Vaters, die sehr hilfsbereit waren. Aus Hermannstadt lebten in dieser Zeit ziemlich viele junge Männer und Frauen in Bukarest versteckt, da man hier leicht untertauchen konnte. Es haben hier nie wie in den deutschen Provinzstädten systematische Durchsuchungen aller Häuser stattgefunden. Die Aushebungskommissionen kamen nur zu Familien, bei denen Personen im fraglichen Alter wohnten.<<

### **Internierung im Januar 1945 und Zugtransport in das Zwangsarbeitslager bei Plast im Bezirk Tscheljabinsk von Januar bis Februar 1945, Zwangsarbeit bis Oktober 1945**

Erlebnisbericht des R. P. aus Hermannstadt in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/244-249):

>>Anfang Januar erfuhren wir, daß in den nächsten Tagen die Männer im Alter von 18-45 Jahren und die Frauen im Alter von 18-32 Jahren abtransportiert würden. Ich war 44 Jahre alt.

...

Am Morgen des 13. Januar wurden die betreffenden Frauen und Männer mit Verpflegung für offiziell 8 Tage versehen, tatsächlich reichte diese Verpflegung nur für 2-3 Tage. Dann wurden wir von Gendarmen, die über mehrere Maschinengewehre verfügten, mit unserem Gepäck über das freie Feld zu einem in der Nähe liegenden Industriegelände geführt, wo ein Güterzug auf einem Nebengleis zu sehen war. Erst als wir unmittelbar vor dem Güterzug standen, traten russische Wachmannschaften hinter dem Zug hervor.

Wir wurden zunächst nach Jassy geschafft. Die Begleitmannschaft verhielt sich gleichgültig. Sie nahmen uns die Messer ab, sonst nichts. Ein Angestellter der deutschen Gesandtschaft in Bukarest, der in unserem Waggon war, versuchte mit einem nicht abgelieferten Messer den vergitterten Rahmen unseres Fensters zu lockern. Er wurde von einem russischen Unteroffi-

zier dabei ertappt und bekam mehrere Faustschläge ins Gesicht.

Als wir im Bahnhof von Jassy standen, erfuhren wir durch die Fensterritzen, daß im Güterzug, der auf dem Nebengleis stand, Schicksalsgenossen aus Hermannstadt waren. Wir hörten aus Zurufen, daß Volksdeutsche aus dem ganzen Land nach Rußland verschleppt würden. Ich fragte, ob vielleicht auch meine 17 1/2jährige Tochter in diesem Zug sei, aber man wußte es nicht. Tatsächlich war sie nicht deportiert worden, was ich jedoch erst ein Jahr später erfuhr.

...

Drei Tage lang lagen wir dicht zusammengedrängt auf dem Fußboden einer Schule. Dann wurde unser Transport aus Targu-Jiu mit einem Transport aus Reschitza vermischt. Er bestand durchweg aus Arbeitern der Reschitzer Werke. Diese befanden sich bereits in dem Güterzug und nahmen die oberen Pritschen in Anspruch. In unserem Waggon waren 25 Reschitzer und 15 Volksdeutsche aus dem Lager Targu-Jiu. ...

Die Reschitzer waren von einem russischen General in einer Ansprache aufgefordert worden, sich Kleidung und Essen in praktisch unbegrenzter Menge mitzunehmen. Der General hatte sie außerdem etwas davon überzeugt, daß es sich um einen ehrenvollen proletarischen Arbeitseinsatz in Rußland handeln sollte. Es dauerte lange Zeit, bis sie den wahren Grund unserer Deportation erkannten. Ein Großteil von ihnen lehnte uns Neuankömmlinge ab. ... Viele von ihnen, die nur zum Teil deutscher Herkunft waren, bedauerten es, sich zum Deutschtum bekannt zu haben. ...

In der ab Jassy 37 Tage dauernden Fahrt bereiteten sie sich auf dem kleinen Eisenofen, der in jedem Waggon stand, ihr Essen zu und hüllten sich in Decken und Federbetten ein. Wir aus dem Lager aber hungerten und froren. Die Russen gaben uns zunächst noch Brot, später wurde auch das seltener. Manchmal erhielten wir rohe Erbsen, die wir halbgar verschlangen, und gedörrtes, übersalzenes, nur schwer genießbares Schaffleisch. Als die Reschitzer das übersalzene, getrocknete Schaffleisch zurückwiesen, stoppten die Russen auch diese Zuteilung. Die Reschitzer selbst gaben uns keinen Bissen von ihren Vorräten. Sie versuchten sogar, uns an der Zubereitung des Pfefferminztees zu hindern, der in ausreichendem Maße zur Verfügung stand. Sie behaupteten, daß die Teezubereitung dem Waggon zu viel Wärme entziehen würde. Es kam zu Auseinandersetzungen, die an den Rand des Totschlags führten.

Wir mußten uns beim Hinlegen schichtweise ablösen. Eine Gruppe hockte jeweils am Ofen. Die Stimmung der Deportierten war gedrückt, die Haltung blieb jedoch mustergültig. Die meisten unserer Volksdeutschen hielten sich durch die Hoffnung aufrecht, daß Deutschland trotz alledem noch gewinnen werde. Ich persönlich befand mich in einem unbeschreiblichen Zustand des seelischen Zusammenbruches. Meine Befürchtungen hinsichtlich des Kriegsausganges waren eingetroffen, und ich sah im Zusammenbruch der deutschen Front in Rumänien den Beginn des deutschen Todeskampfes. ...

Unser Lager am Stadtrand von Plast, Kreis Tscheljabinsk, umfaßte rund 700 Personen. Volksdeutsche, Pseudovolksdeutsche, Reichsdeutsche, Zivildeportierte. Später kamen deutsche Kriegsgefangene hinzu. Ein Teil unseres Transportes wurde mit einem Transport von Volksdeutschen aus Temeschburg vermischt. Im Zentrum der Stadt Plast entstand später ein zweites Lager mit etwa 300 Insassen. Einige öffentliche Gebäude der angeblich 30.000 Bewohner umfassenden Stadt trugen europäischen Charakter. ... Alle übrigen Wohngebäude waren Blockhäuser und z.T. in die Erde gebaute Hütten, die den Behausungen unserer siebenbürgischen Bettelzigeuner ähnelten.

Die Bevölkerung zeigte sich in der Folge nicht gehässig. Alte Frauen und Männer steckten den Gefangenen manchmal Nahrungsmittel zu. Die Bevölkerung selbst lebte ungeheuer dürftig; es gab keine Uhren, einen großen Mangel an Nähnadeln, keine Schlösser an den Türen. Papier gab es nur in der Form von amerikanischem Packpapier, aus amerikanischen Hilfssendungen stammend. Das Benehmen war zum Großteil gutmütig. Beim Durchmarsch liefen die

kleinen Jungen manchmal neben den Kolonnen her und riefen: "Fritz, Fritz, eins, zwei!"

Zwei- oder dreimal wurden wir mit Steinen beworfen. Danach gab es Untersuchungen durch den Kommissar, der dem Lager zugeteilt war. ... Nach dem Eintreffen im Lager wurden wir täglich von einem Offizier – es waren 7 Offiziere unter dem Kommando eines gutmütigen Oberleutnants der Reserve – über die Erfolge der russischen Armee unterrichtet.

Die jungen (deutschen) Kommunisten des Lagers wurden anfangs am Sonntag in den kommunistischen Klub (der Sowjets) geführt, bald aber hörte die Verbrüderung auf. Die ehemaligen Kommunisten unseres Lagers wurden zu den verbittertsten Menschen in unseren Reihen. Sie erhielten anfänglich die führenden Lagerstellen und landeten schließlich ausnahmslos bei Arbeiten unter Tage, weil sich die russischen Offiziere lieber der Hilfe ehemaliger Offiziere und Unternehmer bedienten. ...

Der Großteil der Lagerinsassen arbeitete im Bergwerk, teilweise mit russischen Frauen zusammen, deren Arbeitsleistungen erstaunlich waren. Der kleinere Teil der Gefangenen arbeitete in Werkstätten des Bergwerkes. Später wurden Arbeitsgruppen zu Straßenarbeiten und zu Kolchosen entsandt. ...

Die 68 Frauen des Lagers wurden zu Feld- und Gartenarbeiten, nicht aber im Bergwerk eingesetzt. Sie litten unter der allzu leichten Bekleidung und auch ein Teil der männlichen Lagerinsassen, soweit sie verhaftet worden waren, hatte keine Mäntel und nur Sommeranzüge an, ohne im ersten Jahr warme Bekleidung zu erhalten.

Die zum Holzfällen in den Wald entsandten Schicksalsgenossen hatten große Verluste an Kranken und Toten infolge der übergroßen Arbeitsnormen, unzureichender Ernährung und dementsprechender Erschöpfung. ...

Die Lagerverwaltung erfolgte durch Gefangene; die Offiziere beschränkten sich auf die Oberaufsicht und die Abhaltung von Propagandavorträgen. Dabei wurde uns die von Moskau erlassene Lagerordnung verkündet, daß wir im Arbeitslohn mit den russischen Arbeitern gleichgestellt seien und z.B. das Recht auf einen Club und eine Lagerbibliothek hätten.

Manche Arbeitsgruppen erhielten nach Abzug der Verpflegungs- und Wohnkosten einen Rest vom Arbeitslohn in bescheidener Höhe; andere erhielten niemals etwas und waren angeblich noch Verpflegungskosten schuldig. Das hing von den leitenden Personen in den betreffenden Betrieben ab. Die "Bibliothek" bestand aus 2 Propagandabüchern über die Sowjetgrößen. Als eines davon (als Zigarettenpapier verwendet wurde, um Machorka (Tabak) zu rauchen), zog man das andere Buch strafweise ein. Der Club war eine von den Gefangenen erbaute offene Halle, in der man sich in der warmen Jahreszeit zum Essen oder zum gemeinsamen Gesang versammeln konnte.

Die Ernährung war unzureichend, wochenlang gab es nur Suppen aus Rübenblättern oder Brennesseln, hier und da etwas Fleisch, ... sehr selten Milch; Hauptnahrung war Brot, ein halbes Kilo des dunklen, feuchten, schweren russischen Brotes für den Normalarbeiter, 700 g für Schwerarbeiter und 1 kg für die unter Tage im Bergwerk arbeitenden Häftlinge.

Die Todesfälle von Januar bis Oktober 1945, rund 10 %, waren fast ausnahmslos auf Unterernährung und der daraus entstandenen Dysenterie (Darmkrankheit) zurückzuführen. ... Ein der Trunksucht ergebener, strafweise versetzter alter Arzt und eine junge despotische Ärztin leiteten das Lazarett, worin Fliegenschwärme in Massen hausten und wegen der starren Fenster niemals entweichen konnten. Den Darmkranken wurde die gleiche Kost verabreicht, an der sie erkrankt waren. Wir erhielten z.B. wochenlang halbverdorbenes Kraut.

Jeden Tag übernahm ein Gefangener die Küchenkontrolle, um die Verwendung der Lebensmittel zu überprüfen. Tatsächlich war er ohne jeglichen Einfluß und wurde anschließend für das schlechte Essen verantwortlich gemacht. Die Offiziere und das russische Küchenpersonal entwendeten die kärglich bemessenen Lebensmittel in Massen.

Persönliches Eigentum der Gefangenen wurde nicht unmittelbar angegriffen, doch die Gefan-

genen wurden gezwungen, sich ihrer Habseligkeiten durch Vermittlung von Vertrauten der Offiziere billig zu entledigen, um sich ernähren zu können. Die Lagermoral der Reichs- und Volksdeutschen des rumänischen Mittelstandes war gut.

Bei den unter dem Hunger besonders leidenden Bauern (war die Moral) wesentlich schlechter, bei den Reschitzer Arbeitern – abgesehen von ihrer Feindseligkeit gegenüber den "Herren" des Mittelstandes – (war die Stimmung) etwas besser, aber deutschfremd bis deutschfeindlich, bei einzelnen Vertretern des ehemaligen deutschen Großkapitals aus Bukarest, die dem besonders tiefen Sturz der Lebensumstände nicht gewachsen waren, war die Moral teilweise auch schlecht. Denunziationen wegen der ehemaligen politischen Haltung kamen nur von Seiten der Reschitzer Arbeiter vor, wurden aber von den Russen nicht beachtet, sofern der Betroffene nur arbeitete. ...

Anfang Oktober 1945 wurde ich mit ca. 70 anderen Gefangenen von einer Spezialkommission, der auch der Lagerarzt angehörte, als arbeitsunfähig zum Transport nach Deutschland bestimmt. Obwohl ich schwer herzkrank war, wurde dies nicht beachtet, dafür beschrieb mich der Arzt als schwer tuberkulös (schwindsüchtig), was ich tatsächlich nicht war. Der Leutnant unserer Kompanie hatte sich meinen kleinen Reisekoffer ... angeeignet und veranlaßte mit Hilfe seiner Geliebten, der Hilfsärztin, daß ich abtransportiert wurde, um den Koffer behalten zu können. ... Unsere beiden Waggons wurden in Tscheljabinsk einem Transport arbeitsunfähiger deutscher Kriegsgefangener angehängt. Die Fahrt bis Frankfurt an der Oder dauerte ca. 6 Wochen.

Diesmal waren die Waggons nicht verschlossen. Wir konnten uns in den Bahnhöfen frei bewegen und mit dem Erlös restlicher Kleidungsstücke Nahrungsmittel kaufen. Die Papiere sowie ... noch vorhandene nicht-russische Geldsorten wurden uns abgenommen. Die Papiere gingen durch den häufigen Wechsel von Transportkommandanten allmählich verloren, nur die Gesamtzahl wurde gelegentlich überprüft. Die Nahrung war nach unseren damaligen Maßstäben ungewöhnlich gut. Wir erhielten ... gekochte Kartoffeln in einer für uns ungewohnten Menge. Der Transportkommandeur, ein Oberleutnant, war ständig sinnlos betrunken und bedrohte jeden, der ihm in den Weg kam. Täglich gab es ein bis 2 Todesfälle unter den Kriegsgefangenen. Die Leichname wurden in den größeren Stationen zurückgelassen. Auch in unseren beiden Waggons starben 3 oder 4 Schicksalsgenossen ...<<

### **Internierung im November 1944 und Zugtransport in ein Zwangsarbeitslager bei Kriwoi-Rog von Januar bis Februar 1945, Zwangsarbeit bis Februar 1947**

Erlebnisbericht der M. R. aus Karlsburg in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/249-254):

>>Durch meine Ehe mit einem deutschen Staatsangehörigen erwarb ich automatisch die deutsche Staatsbürgerschaft und lebte in meiner Heimat als sogenannte Ausländerin. Im September 1944 wurde unser Sohn geboren. Gerade in dieser Zeit begann die Internierung sämtlicher Ausländer. Um meine Internierung zu verhindern, setzte sich mein Vater mit dem Bezirkspräsidenten in Verbindung, und es gelang ihm auf "Kompensationswegen", einen Aufschub von 5 Monaten zu erreichen. Eines Nachts wurde aber trotzdem an unsere Tür geklopft, und ich mußte binnen 3 Stunden am Bahnhof sein.

Ich nahm mein 7 Wochen altes Kind mit. Als ich jedoch am Bahnhof ankam, sah ich gerade noch den letzten Waggon in der Ferne verschwinden. Ich sah es als einen Wink des Schicksals an und bat meine Mutter, den Jungen wieder mitzunehmen und ihn bis zu meiner Rückkehr zu versorgen. Der nächste Zug fuhr 2 Stunden später. In dieser Zeit wurden wir von rumänischen Polizisten bewacht. Ich wußte, daß ich in das Internierungslager nach Targu-Jiu kommen würde.

Dann hieß es Abschied nehmen. Nie werde ich den Augenblick vergessen, als der Zug sich in Bewegung setzte und meine Eltern noch ein Stückchen mitliefen, beide mit Tränen in den

Augen; es war das erste Mal, daß ich meinen Vater weinen sah! Die Nächte waren schon ziemlich kalt. Wir hatten in den Waggons sehr darunter zu leiden. Ein 3 Monate altes Kind erfror. Ich dankte unserem Herrgott, daß ich meinen Säugling zu Hause gelassen hatte, obwohl ich mit dem Kind sicherlich nicht im Lager geblieben wäre. Im Lager wurden uns Baracken zugewiesen. ...

Die Tage verliefen eintönig. ... Ich hatte immer noch Hoffnung, entlassen zu werden. Doch eines Tages wurden wir untersucht und in Gruppen eingeteilt. Am nächsten Tag sahen wir die ersten Russen im Lager. Es hieß, wir wären arbeitsfähig, kämen in ein anderes Lager und müßten dort arbeiten. Mir war es gleich, wenn wir nur im Lande blieben. Zuerst hieß es, wir würden nach Ploesti in die Zuckerfabrik kommen, doch wir fuhren an Ploesti vorbei. Dann hieß unser Ziel Balti, aber auch daran ging es vorbei.

Eines Morgens wachte ich durch das Geheul von Schiffssirenen auf und hatte sofort das beklemmende Gefühl, daß es von der Donaumündung nach Rußland gehen würde. In meinem Gepäck hatte ich noch eine Postkarte. Ich bat den Finder dieser Karte in rumänischer Sprache, er möge diese Karte in den nächsten Postkasten werfen, denn es sei der letzte Gruß, den eine Tochter und Mutter nach Hause senden könnte, bevor man sie nach Rußland verschleppen würde. Ich warf die Postkarte auf gut Glück zum Fenster hinaus. Diese Postkarte kam tatsächlich bei meinen Eltern an. Es war das einzige Lebenszeichen, welches meine Eltern in den folgenden 2 Jahren von mir erhielten.

Wir wurden in Breitschienenwaggons umwaggoniert, wie Vieh mit 70 Mann in einen Waggon hineingepreßt, Türen und Fenster (wurden) mit Brettern vernagelt, und ab ging's, unserem Schicksal entgegen. ... Später waren wir froh, daß wir auch Männer im Waggon hatten. ... Denn sie waren es, welche mit einer kleinen Säge ein kleines Loch in den Boden des Waggons sägten, daß wir unsere Notdurft verrichten konnten, wobei wir Frauen uns gegenseitig mit Decken vor den Blicken der Männer schützten.

Die Reiseverpflegung war unter aller Kritik. Bei unserer Abfahrt aus Targu-Jiu erhielten wir Brot und Wurst und daran zehrten wir auch noch in Rußland. Nur einmal ging die Tür auf, und es wurde uns ein halbes abgehäutetes Lamm und ein Eimer ungekochte Erbsen hereingeworfen; ... in rohem und gefrorenem Zustand. Wir waren vor Staunen erstarrt, denn was sollten wir denn damit beginnen?

Aber Not macht erfinderisch. Die Erbsen hielten wir wie Kaugummi stundenlang im Mund, bis sie allmählich weich wurden. Dieses Kauen war ein Zeitvertreib, und wir vergaßen den größten Hunger. Was das Fleisch anbelangt, waren es wieder die Männer, welche uns mit Rat und Tat zur Seite standen und uns in die Zeit des Hunnenkönigs Attila versetzten. Das Fleisch wurde in Stücke geschnitten und so lange mit einem Stück Holz ... bearbeitet, bis es weich war, mit Salz abgeschmeckt und als sogenannter "Hackepeter" verzehrt.

Nach einer Fahrt von ca. 18 Tagen kamen wir in Kriwoi-Rog an. Bei eisiger Kälte und hohem Schnee mußten wir vom Bahnhof etwa 10 km zu Fuß gehen. ... War unsere Stimmung schon am Nullpunkt angelangt, so sank sie noch tiefer, als wir die trostlosen Räume sahen, in denen wir nun wohnen sollten. Es waren große leere Zimmer mit leeren eisernen Bettgestellen, kein Ofen, kein Licht, kein Wasser.

Diese Trostlosigkeit wirkte verschieden auf die Gemüter meiner Reisegefährtinnen. Einige sanken auf das leere Bett und weinten, andere fingen an, sich häuslich niederzulassen, wieder andere schlossen sich einer quicklebendigen norddeutschen Opernsängerin an und sangen: "So sind wir, wir pfeifen auf die Sorgen ..." Wir bekamen unser Zimmer zugewiesen. Meine Freundin, 6 andere Frauen und Mädchen blieben auch später immer zusammen. Wir hatten verschiedene Berufe, wie z.B. eine Tänzerin des klassischen Balletts der königlichen Oper, eine Opernsängerin, 2 Ärztinnen, 2 Zahnärztinnen etc. Ein Großteil der Lagerinsassen waren deutsche Bauern, die aus Jugoslawien kamen.



Die Monate Januar und Februar 1945 waren furchtbar kalt, wir hatten keinen Strohsack. ... Ich habe in dieser Zeit eingesehen, wieviel der Mensch an körperlichen und seelischen Strapazen aushalten konnte, und keiner durfte sagen: "Ich kann das nicht!" Oh ja, alles konnte man.

Die Verpflegung war sehr schlecht, es gab tagaus und tagein immer dasselbe: warmes Wasser mit einigen Krautblättern drin und 1 Eßlöffel Graupen, Tagesration 300 g Brot! –

In der ersten Zeit konnten wir auf dem sog. Basar, wo unser Weg zum Arbeitsplatz vorbeiführte, einige Sachen verkaufen, um zusätzlich Lebensmittel einkaufen zu können. Es gab die herrlichsten Dinge, z.B. Weißbrot, Butter, Honig, Äpfel - aber zu wahnsinnig hohen Preisen. Doch sie wurden gekauft, um eine Abwechslung in das tägliche Einerlei unserer Ernährung zu bringen.

Durch Zufall lernte ich einen Bekannten meines Mannes kennen, der Arzt war. Er gab mir den guten Rat, all mein Geld nur in Zwiebeln und Knoblauch anzulegen, da diese beiden Gewächse jegliche Bazillen im Körper töteten und ihn widerstandsfähig machten. Es war für mich eine große Überwindung, wenn ich abends mein trockenes Brot mit Zwiebeln essen mußte. ... Aber ich bereute es nicht, denn kein Husten, kein Schnupfen oder sonstige Krankheit kam an mich heran. Sogar die Typhusepidemie, welche später 3 Wochen lang wütete, ließ mich ungeschoren.

Im Lager waren etwa 1.000 Männer und 2.500 Frauen. Wir waren in Arbeitsbrigaden eingeteilt. Ca. 10 Frauen in einer Brigade wurden unter Bewachung zu den verschiedenen Arbeitsplätzen (bis zu 10 km entfernt) gebracht. Unsere Aufseherin war ein nettes 20jähriges Mädchen. Sie hatte eine Schwäche für Wäsche, Strümpfe, Schmuck usw. Diese Schwächen nutzten wir zu unseren Gunsten aus. ...

Wir arbeiteten lange in einem total ausgebombten Elektrizitätswerk und mußten die Trümmer und den Schutt beseitigen. Morgens legte der Meister unsere Norm fest, d.h. er steckte mittels einer Holzstange ab, wieviel Schutt wir aufladen, und mit eisernen Schubkarren abtransportieren und anschließend planieren mußten. Wir opferten jeden Tag eine Kleinigkeit, um es unserer russischen Aufseherin zu schenken, denn dafür setzte sie die Holzstange ein gutes Stück nach vorn. Nach kurzer Zeit wurden dann Gebäude aufgebaut, und wir 10 Frauen mußten mauern lernen. Der Anfang war ... schwer, aber wir lernten auch das.

Unsere Norm war 10 qm mauern und sofort verputzen. Bei Erdarbeiten war die Norm ... nicht (zu) schaffen. ... Der Boden war steinhart gefroren, die Schaufel rutschte immer ab. ... Keiner von uns hatte je mit einer Schaufel gearbeitet, und mir liefen die Tränen über das Gesicht vor Kummer, Kälte, Unbeholfenheit und Wut. Dann gab uns die sowjetische Meisterin ein Stemmeisen und einen 10 kg schweren Hammer. ... Das Gewicht des Hammers drohte uns zu erdrücken, aber auch das lernten wir. Zuletzt empfanden wir das Schlagen mit dem schweren Hammer sogar als eine Möglichkeit, um uns vorübergehend zu erwärmen, denn wer den Hammer 2mal durch die Luft schleuderte und ihn auf das Stemmeisen niedersausen ließ, war in Schweiß gebadet.

Wir waren froh, als wir ... abkommandiert wurden, und machten nun verschiedene Gelegenheitsarbeiten ... beim Straßenbau, Steineklopfen, Straßen fegen, Schnee schaufeln, ... Toilettenanlagen reinigen. Es geschah oft, wenn wir so die Straßen fegten oder am Straßenrand saßen und Steine klopfen, daß eine alte Russin uns ins Haus rief und uns heiße Milch gab, ein Stück Brot oder einen Apfel. Ich machte ... die Feststellung, daß die Russen ab 50 Lebensjahre freundlich und friedlich waren und viel von den "guten Deutschen" erzählten. Das Gegenteil war die Jugend von 18-30 Jahren, die beschimpften, bespuckten und bewarfen uns mit Steinen, wo sie uns trafen. Unsere Bewachung griff jedoch glücklicherweise ein, sonst hätten sie uns noch mehr angetan.

Die Kälte machte uns sehr zu schaffen, mußten wir doch bei jeder Temperatur draußen arbeiten (bis 40°). Es wurden Steppwesten und Schuhe ausgegeben, aber nicht jeder erhielt Klei-

dungsstücke. Da nur 2 Schuhgrößen vorhanden waren, mußte ich statt Schuhgröße 36 mit Größe 42 herumlaufen. Den Zwischenraum der zu großen Schuhe stopfte ich mit Stroh und Papier aus. Das Brot, welches wir mittags bekamen, erfror draußen, und es war unmöglich, es tagsüber zu essen. Oft regnete es, abends froh es, unsere nassen Sachen ebenfalls, so daß wir sie abends ... steif in die Ecke stellen konnten. ... Durch Kompensation bekamen wir ein winziges Kanonenöfchen und hatten (es) abends wenigsten etwas warm; das Holz hierfür stahlen wir und schleppten es verborgen unter dem Mantel in das Lager.

Nach 2 schweren Monaten bekamen wir einen neuen Kommandanten, welcher die Güte in Person war. Er ließ z.B. sofort mehrere Fuhren Stroh ins Lager bringen, so daß wir Strohsäcke und Kissen "faßten" und wieder menschenwürdig schlafen durften. Im allgemeinen besserte sich alles. Es gab etwas mehr und besseres Essen. Wir erhielten einmal im Monat Ausgang und durften unbewacht in das benachbarte Lager gehen. Es wurden 2 Räume eingerichtet, in denen samstags und sonntags getanzt werden durfte.

Der Kommandant besorgte Musikinstrumente und organisierte eine Bauernkapelle und eine Jazzkapelle. Wir bekamen außerdem 2 Radios und die deutsche Zeitung der Kriegsgefangenen. Da hinter dem Haus ein großer freier Platz war, wandelten wir diese Fläche unter Leitung eines deutschen Architekten in einen Park um. Hierfür arbeiteten wir freiwillig sonntags. Es war für uns später eine richtige Erholung, wenn wir nach den Mühseligkeiten des Tages, in den Grünanlagen wandeln konnten oder uns unter einem schattigen Baum ausruhen durften.

Zu dem viel behandelten Thema "Vergewaltigung" möchte ich hinzufügen, daß in unserem Lager keine Frau ... mißbraucht wurde. Im Gegenteil, es gab Frauen, welche unseren Abteilungsoffizieren ein schönes Gesicht zeigten. (Sie) durften im Lager bleiben ohne zu arbeiten. Dafür mußten sie sich aber in gewissen Situationen ... bereitwillig zeigen. ...

Am Heiligen Abend war die erste Feier. Sämtliche Offiziere des Lagers waren zugegen, darunter auch unser GPU-Offizier, welcher als Deutschenhasser bekannt war. Als gemeinsam das Lied "Stille Nacht" gesungen wurde, hörte man nur Weinen und Schluchzen, sogar harte Männer weinten wie kleine Kinder. Sofort wurden diese und alle übrigen Feiern abgebrochen bzw. mit der Begründung abgesagt, solche Feiern und Gesänge würden die Moral untergraben.

Auf Wunsch des Kommandanten wurde Sylvester gemeinsam mit einem Theaterstück unserer Theatergruppe, Gedichtvorträgen, einem gemeinsamen Essen und anschließendem Tanz gefeiert. An diesem Abend waren auch die Frauen der Russen anwesend. ... Das Benehmen und Verhalten uns deutschen Internierten gegenüber war tadellos, einwandfrei und höflich. Einige beherrzte Männer tanzten (sogar) mit den Russinnen. ...

Unter den 1.000 Männern waren ca. 600 Bauern aus Jugoslawien, die zu schweren Erdarbeiten herangezogen wurden. Die 200 Handwerker hatten es besser. Sie wurden von der Arbeit außerhalb des Lagers befreit und machten im Lager Reparaturen, größtenteils für die Offiziere und ihre Angehörigen.

Die Berufe Schuster, Schreiner, Schlosser und Schneider waren sehr gesucht. Die übrigen 200 waren Ärzte, Ingenieure, Architekten und Apotheker; sie wurden in ihren Berufen außerhalb des Lagers eingesetzt und erhielten den gleichen Lohn der Russen. Außerdem hatten sie freien Ausgang, konnten mit der Straßenbahn zu ihren Arbeitsstätten fahren und wurden immer höflich und entgegenkommend behandelt. Für unsere Arbeit bekamen wir Ende des Monats eine genaue Abrechnung. ... Ausbezahlt erhielten wir zwischen 2-10 Rubel, alles andere hatten Unterkunft, Essen, Steuern verschluckt.

... Morgens um 1/2 5 Uhr wurden wir geweckt, um 5 Uhr mußten wir antreten, wurden abgezählt und wie die Schafe vom Hirten zum Tor hinausgetrieben. Die ... Küche, wo wir unser Frühstück erhielten, lag 5 km vom Lager entfernt. Wir erhielten jeder einen Teller Suppe. Sie bestand aus heißem Wasser mit Krautblättern und einigen Ölaugen. Oft war die Suppe so kochend heiß, daß wir sie nicht so schnell essen konnten. Die Bewachungssoldaten jagten uns

dann schon während des Essens fort. Dann ging's etwa noch 5 km weiter bis zum Arbeitsplatz.

Von 7-12 Uhr wurde gearbeitet, dann ging's wieder zur Küche zum Mittagessen. (Meistens gab es) Borschtsch. Es war eine Suppe, bestehend aus: Sauerkraut, roten Rüben und einigen Möhren mit Mehl eingedickt. (Dazu erhielten wir) Kascha, das waren Graupen, die man in Wasser kochte. Wir erhielten davon aber höchstens 2 Eßlöffel. Nach 10 Minuten ging's wieder im Eilschritt zum Arbeitsplatz, um die gesteckte Norm zu erfüllen. Es kam oft vor, daß (einige) ... entweder kein Abendessen oder keine Brotration erhielten, weil sie ihre Norm nicht erfüllten.<<

### **Internierung und Zugtransport in ein Zwangsarbeitslager im Donezbecken im Januar 1945, Zwangsarbeit bis Oktober 1946**

Erlebnisbericht der S. T. aus Kronstadt in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/255-260):

>>Die dunkle Wolke der drohenden Deportation verdichtete sich von Woche zu Woche und hing drohend über der Stadt.

Daß der rumänische Staat, der sich vor die Forderung gestellt sah, Arbeitskräfte an Rußland zu liefern, zuerst nach den in Frage kommenden Jahrgängen der deutschen Minderheit griff, war fast allen klar.

Bei "Hausbesuchen" bzw. Durchsuchungen" wurden Listen aufgestellt. ... Am 11. Januar begann plötzlich die Aushebung der Deutschen in Kronstadt: Mädchen und Frauen von 17-35 Jahren und Männer von 17-45 Jahren. Für unser kleines siebenbürgisches Volk brach eine Zeit des namenlosen Leids an, wobei es für die Daheimgebliebenen, vor allem für unsere Eltern, sehr schwer war. ...

Nachdem wir eine Nacht in einem Auffanglager bei Kronstadt verbracht hatten, wurden wir am 12. Januar 1945 in Viehwaggons "verladen" - Männlein und Weiblein aller Berufe und Stände bunt durcheinander. Unsere Angehörigen aber standen draußen auf den Bahnsteigen.

Dann ging es dem Osten zu.

Die Fahrt bis zum ... Zentrallager Lubowka dauerte 14 Tage. ... (Es war) ein langer Zug von Viehwagen, jeder dieser vergitterten, verschlossenen Wagen, ... vollgestopft mit 40-60 jungen Menschen. ... Die Schlafmöglichkeiten waren knapp, da nur wenige Bretter als Liegepritschen zur Verfügung standen, von denen obendrein ... (viele) in einem kleinen Eisenofen verheizt wurden, denn es war recht kalt. So konnte man nur in Schichten schlafen, etwa 4 Stunden täglich pro Kopf. Verpflegung für 14 Tage und warme Kleidung hatte man auf Befehl mit, bis auf einzelne, die von der Straße "weggeschnappt" worden waren - denen wurde aber von der Allgemeinheit geholfen. ...

Die primitivsten kulturellen Dinge, im normalen Alltag unbeachtete Selbstverständlichkeiten, mußten laufend reduziert und heruntergeschraubt werden. Das Problem der Wasserbeschaffung war sehr groß, denn die Feldflaschen, soweit wir welche hatten, waren bald leer. Einigen sportlichen Jugendlichen gelang es zwar, vom Dach der Waggons herabhängende Eiszapfen durch das Gitterfenster zu erreichen, doch dies waren auch nur Tropfen auf heiße Steine bzw. durstige Kehlen und schmutzige, nach Wasser schreiende Gesichter und Hände. ...

Erst als wir jenseits der Grenze waren, durften wir während der Fahrtpausen die Waggons verlassen und Wasser aus Brunnen holen. Vom Land und den Leuten sahen wir während der Fahrt kaum etwas, denn es gab für 40 und mehr Augenpaare nur ein kleines Gitterfenster.

Die innere Reaktion auf die ... Deportation kam im allgemeinen in einer hektischen Ausgelassenheit zum Ausdruck. Es wurde viel gelärrt und gelacht und trotz des äußersten Raummanngels sogar getanzt. Letzteres allerdings oft auch, um die erstarrten Füße warm zu kriegen.

Dieses sind wohl typische Erscheinungen der psychischen Notwehr, der Flucht vor der Angst und dem Grauen in sich selbst. ... Wer kennt es nicht, das mehr oder weniger intensive Grauen

in einem dunklen Raum, in dem nichts erkennbar und keine Orientierungsmöglichkeit ist. ... Hunderte von Mutmaßungen wurden aufgestellt. Auch die Schuldfrage wurde aufgeworfen. Es ging ... um die Frage der persönlichen Schuld oder der Kollektivschuld des Volkes. ...

Nach 14tägiger Fahrt kamen wir beim Dunkelwerden in unserem 1. Lager in Lubowka, Kreis Woroschilowgrad im Donez-Gebiet (Kohlenpott), an und bezogen das von üblichem Stacheldraht umgebene Lager, das aus mehreren großen Stein- und Holzbaracken bestand.

... Jeder versuchte sich irgendwie ... auf Koffer oder Decken zu legen, ganz kluge Verschleppte legten sich auf ihre mitgebrachten Matratzen, um auszuruhen - wir waren alle todmüde.

In den ersten Tagen herrschte im Lager ungeheure Geschäftigkeit. Die Männer zimmerten Pritschen, setzten bisher noch nicht vorhandene Fenster und Türen ein, während die Mädchen und Frauen auf primitiven Öfen in den mitgebrachten Kochtöpfen Schnee schmolzen, um Wasser zum Kochen und Waschen zu bekommen. Die Lagerküche kam erst allmählich in Betrieb und das Wasser mußte vorerst in mühevollen Transporten von einem wunderschönen, aber ziemlich weit entfernten Stausee geholt werden.

Wir wurden nun in Listen erfaßt. Jeden Morgen gab es einen Anwesenheitsappell - Männer und Frauen wurden in getrennten Baracken untergebracht. Zumeist (waren es) große Räume mit 50-100 Insassen mit je einem "Stubenältesten". Die Dolmetscher wurden erst später aus unseren Reihen ernannt. Sie besaßen oft große Freiheiten und waren wichtige Personen des Lagerlebens.

Die Küche ... unterstand der Leitung einer russischen Hauptköchin. Gekocht wurde in riesigen Kesseln, denn das Lager Lubowka umfaßte immerhin etwa 1.500 Leute. Es gab Suppen in dürftigen Variationen, in erster Linie die landesübliche Kapusta (Krautsuppe). Mit dem Kleb, dem Brot, mußte sich unser Magen erst auseinandersetzen, denn es war ein schweres, klebriges Schrotbrot. Ansonsten gab es Kascha (Graupenbrei) und Konservenfleisch. Ich persönlich hungerte von Anfang an sehr wenig, da ich nicht viel Essen benötigte. Doch viele, besonders Männer, litten in den ersten Monaten schwer unter dem Hunger. ...

Viele kamen zum Schneeschaufeln an die Bahnleiße, eine schwere und bei den häufigen heftigen Schneestürmen sozusagen aussichtslose Arbeit. Andere wieder kamen in die Kohlenbergwerke ... oder arbeiteten außerhalb des Bergwerkes auf der Rutsche beim Verladen der Kohle.

Etwa im März kamen die ersten Karten und Briefe von daheim. Ich ... erhielt eine ... Karte von meiner Mutter. ... Danach durften auch wir bald schreiben, bei strengster Zensur. Frei umherlaufen durften wir auch. ... Irgendwann stießen auch Transporte ostpreußischer Internierter zu uns, die in sibirischen Gegenden gewesen waren und nun in unserem Lager untergebracht wurden. Diese Ostpreußen, fast ausschließlich Mädchen und Frauen, haben ungleich Härteres erlebt als wir Siebenbürger. ...

Seit dem Kriegsende war bereits ein volles Jahr vergangen, und das Gerücht "Skoro domoi" ("bald nach Hause") zuckte immer wieder auf, bald hier, bald dort. Doch schon ... im Herbst 1945 hatte es bei der Ankunft eines Transportes junger, russisch sprechender Männer, angeblich Angehörige der Wlassow-Armee, geheißt, es sei unsere Ablösung. So war man stutzig geworden. ...

Viele unserer russischen Mitarbeiter waren auch bettelarm und besaßen kaum viel mehr als wir. Politische Strömungen berührten uns wenig. ... In den Lagern tagte in den eigenen Reihen auch die AFO (Antifaschistische Organisation), doch zog sie keine bedeutenden Kreise. Man wurde aus ihren Tendenzen nicht recht klug, weil unsere eigenen Funktionäre oft Leute recht bescheidener geistiger Kapazität waren.

Der Sommer 1946 war ein heißer brennender Sommer. ... Viele flüchteten nachts mit ihren Strohsäcken aus den stickigen Baracken vor der Hitze und dem Ungeziefer. ... Im August 1946 kam die Nachricht, daß man in Almasna, unserem größten Filiallager, eine Kranken-

kommission erwartete, die einen Krankentransport zusammenstellen sollte. Als Mitglied der ... "Krüppelbrigade" wurde auch ich mit den anderen Kranken auf ein Lastauto gesetzt. Unsere Arbeitskameraden umstanden uns, und bei diesem Abschied sah man auf keinem Gesicht auch nur eine Spur von Neid oder Mißgunst, sondern neben dem Schmerz der Trennung nur Mitfreude über die eventuelle Heimkehr. ...

Auf holprigen Wegen ging es nach Almasna. Bevor wir zur Kommission kamen, mußte ich allerdings noch ein dramatisches Intermezzo erleben. Es war das einzige eigene bedeutende ... Erleiden einer körperlichen Züchtigung. Der Lagerkommandant von Almasna, ein etwas komischer Mensch, hatte es in einem Zustand starker Trunkenheit aus einem unerklärlichen Grund auf mich abgesehen. Mit dem Ausruf: "Verfluchter Simulant, komm her, ich will es dir geben!", stürzte er sich auf mich und unseren Dolmetscher, der mich vom Wagen gehoben hatte. Er trieb mich mit wütenden Stockschlägen wie ein verwundetes Tier vor sich her, ... bis mich schließlich einer der anderen Offiziere rettete und in eine Baracke schickte.

Aus dem tobenden Berserker war etwa 3 Stunden später ein nüchterner und wohlwollend freundlicher Mensch geworden, der als Lagerkommandant bei den Medizinern am Kommissionsstisch saß und mich fragte: "Mädchen, wie geht es dir?" ...

Am 15. September 1946 verließen wir das Lager Almasna, eine Schar von Kranken und Schwerkranken. Der Abschied war teilweise tief bewegend, besonders da, wo ein Ehepaar getrennt wurde. Unter den Kranken befanden sich auch einige junge Mütter mit Säuglingen und schwangere Frauen.

Da standen wir nun, mehr oder weniger abgerissen und abgemagert. Nachdem wir durchgezählt hatten, kam der entscheidende Schritt, der erste Schritt aus der Stacheldrahtumzäunung. Die Viehwagen standen wieder dort, dieses Mal aber mit weit geöffneten Türen, und die Fahrt begann. In den ersten Nächten verfolgte mich gleich einem Gespenst das Sterben einer blutjungen Ostpreußin, das ich ... kurz vorher in der Lazarettbaracke ... miterlebt hatte. ...

Nun bei den geöffneten Türen sahen wir das Land, die Steppe, die auch ihren eigenen melancholischen Reiz hatte und mir immer mehr zu einer harmonischen Einheit mit der russischen Musik verschmolz. Und wir sahen auch, daß wir nicht zu unseren Angehörigen nach Rumänien fuhren, sondern nach Ostdeutschland. Anfang Oktober kamen wir im Entlassungslager Frankfurt/Oder an und wurden endgültig von den Russen entlassen.

Die große Masse kam in Quarantäne, in die Ziethen-Kaserne nach Torgau/Elbe. Dort lebten wir 5 Monate lang unter wesentlich schlechteren Bedingungen als in Lubowka (Zwangsarbeitslager in der UdSSR). Der Betrieb schaffte die Anforderungen wahrscheinlich gar nicht. Danach wurden wir in alle Windrichtungen verstreut. Bewaffnet mit einem russischen Entlassungsschein, konnte man sein Schicksal nun selbst in die Hand nehmen. ... Auf gut Glück schrieb ich nach Stuttgart an meinen Bruder, der vor dem Kriege schon dort studiert hatte, und siehe da, das Echo kam. ...<<

### **Verschleppungsaktion im Banat im Januar 1945**

Erlebnisbericht des F. S. aus Temeschburg im Banat, Rumänien (x007/263-264): >>Die Verschleppung in die Sowjetunion war wohl das Furchtbarste, was unser Volk treffen konnte. Erst wenige Tage vor der Verschleppungsaktion verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, daß etwas Schreckliches bevorstünde. Die Landbevölkerung wurde davon völlig überrascht.

Die Vorbereitungen: Eintreffen eines russischen Polizeiregimentes, ... Zusammenziehung sämtlicher Lastkraftwagen, ... Einstellung des Eisenbahnverkehrs sowie Absperrung der Verkehrswege und der Telefon- und Telegrafienlinien in den mit Deutschen bewohnten Gebieten, setzten nicht nur unser deutsches Volk, sondern auch das rumänische Element in eine Panikstimmung. Nur die Juden, die seit dem Jahre 1942 in den Städten konzentriert waren, die Ungarn (Proletariat) ... und die Serben fühlten sich von den bevorstehenden Ereignissen nicht

bedroht.

Überfallsmäßig am 16. Jänner 1945, um 24 Uhr, begann im gesamten Banater und Arader Siedlungsraum die Aushebung der Deutschen durch rumänische Gendarmerie mit Hilfe der örtlichen Polizei. Da den rumänischen Sicherheitsbehörden nach dem Abzug der deutschen Truppen und der volksdeutschen Amtswalter die vollständige Kartei der Volksdeutschen in die Hände fiel, wurde es den Aushebungseinheiten wesentlich erleichtert, diese Aktion schlagartig und erfolgreich durchzuführen. ... Melden mußten sich die Männer vom vollendeten 16. bis zum 45. Lebensjahr, die Frauen vom 18. bis zum 32. Lebensjahr.

Manche versuchten sich in einem Versteck - in den Dörfern im Düngerhaufen, ... im Maislaub, ... in der Stadt, in ... Ableitungskanälen und (bei) rumänischen Familien ... - vor der Verschleppung zu schützen. ... Sobald sich die Betroffenen nicht meldeten, nahm man die Eltern oder Großeltern als Geisel. ... Befreit war die Geistlichkeit. ...

Ein rumänischer Unteroffizier sagte mir während der Durchsuchung in meiner Wohnung, er würde lieber an der Front stehen, als diese ihm widernatürlich erscheinende Zusammenfänge rei mitzumachen. ... Während der 2 Wochen dauernden Aktion waren sämtliche deutschen Unternehmen, Betriebe und Geschäfte gesperrt.<<

### **Internierung und Zugtransport in das Zwangsarbeitslager Kramatorskaja im Januar 1945, Zwangsarbeit bis Dezember 1946**

Erlebnisbericht der N. F. aus Ulmbach im Banat, Rumänien (x007/265-267): >>Ende Dezember sah man lange Eisenbahnzüge voll mit jungen Menschen durch unseren Bahnhof fahren. Sie kamen aus dem jugoslawischen Banat und waren Deutsche. Man sagte, sie fahren nach Rußland zur Arbeit.

Am 14. Jänner sagte mir ein Mädchen aus unserer Nachbarschaft, ... daß rumänische Polizei das Dorf umstellt hätte. ... Um 8 Uhr trommelte man, und wir erfuhren, daß sich alle Frauen und Mädchen im Alter von 18-30 Jahren und alle Männer von 18-45 Jahren ... im Schulgebäude versammeln sollen.

Jeder sollte Kleider und Lebensmittel mitnehmen. Nun hatten wir die Gewißheit, daß auch für uns die Stunde des Abschieds gekommen war. Meine beiden Kinder blieben bei den Großeltern zurück. Viele hatten niemanden, denen sie ihre Kinder überlassen konnten, doch alle mußten mit. Nur Frauen mit Säuglingen unter einem Jahr blieben zu Hause. Es war ein schrecklich schwerer Abschied von meinen Kindern, wir wußten doch nicht, wo der Vater war und ob wir uns überhaupt noch einmal wiedersehen würden.

Noch am gleichen Tag führte man uns zu Fuß nach Giulvas, ... 9 km von Ulmbach entfernt. Einige Fuhrwerke brachten unsere Bündel nach. 5 Tage dauerte dort unser Aufenthalt. Es wurden immer mehr Leute aus der Umgebung gebracht. Schließlich wurden wir in Viehwaggons verladen, 30 Personen, Männer und Frauen (mußten) in einen Waggon. ... Die Angehörigen standen auf den Bahnhöfen, ... es war viel Weinen und Klagen (zu hören).

Im Waggon war es eng. Man hatte uns einen Ofen hineingestellt, denn es war sehr kalt. Auf dem Boden schliefen wir nebeneinander. Wir hatten uns von unseren Angehörigen Eimer und einiges Geschirr mitgeben lassen, so konnten wir Tee oder Suppen kochen. Wir verpflegten uns aus unserem Brotsack. 14 Tage dauerte die Fahrt. Manchmal wurden die Türen geöffnet, wir konnten austreten, aber immer unter Bewachung. ... Manche hatten Durchfall, und wir hatten nur einen Blecheimer! ... An der russischen Grenze wurden wir in sowjetische Breitspurwaggons umgeladen. Es waren größere Waggons, in denen nun 40 Menschen untergebracht wurden. ...

In Kramatorskaja wurde unser Waggon abgehängt, der Zug mit den anderen Waggons fuhr weiter. Zu Fuß ging es zum Lager, wo wir mit etwa 500 Personen interniert wurden. Wir mußten nicht gleich zur Arbeit gehen. Unsere Betten standen übereinander. Es waren Eisenbetten,

ohne Matratzen und ohne Strohsäcke. Die ersten Nächte waren furchtbar. Man behalf sich notdürftig mit den mitgebrachten Sachen. ...

Am 16. Februar ... kamen wir zum ersten Mal zur Arbeit, Nachtschicht! Wir luden Kohlen aus, es war schrecklich kalt, und wir konnten uns nirgends wärmen. Wir sahen, daß die anderen Kohlen von der Arbeit mitbrachten. Wir taten es auch, versteckten sie in unseren Kleidern, so heizten wir und hatten es wenigstens beim Schlafen warm. Ich kam später auf eine Kolchose und arbeitete mit den anderen in der Landwirtschaft. ...

Im Lager gab es ... zweimal täglich eine dünne Suppe, morgens und mittags Suppe mit Kraut und 1 Löffel Kascha (Grütze) oder 1-2 Happen Fisch oder seltener Fleisch, 700 g schwarzes schweres Brot. ... In der Kolchose gab es täglich 500 g Brot und 2 Suppen. Wir hatten schrecklichen Hunger. ... (Es gab) zusätzlich kein Fett und kein Zucker. Ich kann sagen, daß ich das Hungergefühl nie los wurde, solange ich in Rußland war. Durch die Suppen wurden wir aufgeschwemmt, hatten einen dicken Bauch und wurden doch zusehends magerer. Man nahm, was man finden konnte, alles war gut, um es zu essen.

Am schmerzlichsten war für alle, daß wir nur ganz selten Nachricht von unseren Angehörigen bekamen. Wir durften schreiben, die Post kam aber nur selten durch. ... Wenn Läuse gefunden wurden, ließ man die Kopfhare abschneiden. Auch gegen Filzläuse setzte man die Rasur ein. Täglich kämmten wir unser Haar mit einem feinen Kamm, und mit Petroleum wurde das Haar eingerieben. So hielten wir uns sauber. Von den deutschen Kriegsgefangenen tauschten wir uns Strohsäcke ein, aus denen wir uns Kleider nähten. Man half sich so gut es ging. Unser Körpergewicht nahm ... ständig ab. Man dachte viel an die Heimat. ... Mein Gesicht war angeschwollen, die monatliche Regel blieb längst schon aus.

Am 15. November 1946 sagte uns der Offizier, daß wir mit dem nächsten Transport heimfahren dürfen. Die Freude war sehr groß. ... Unsere Habseligkeiten (wurden gepackt). Wir versammelten uns im Lagerhof, und man wartete voller Ungeduld. Schließlich wurden wir in das Lager zurückgejagt, wir sollten zur Arbeit, denn es gehe kein Transport. So erging es uns 4mal. ...

Am 18. Dezember sollte unser Wunsch endlich in Erfüllung gehen. Wir durften Essen fassen, Brot und kleine Fische in Öl. ... Wir wurden verladen, und als sich der Zug in Bewegung setzte, sangen wir glücklich "Großer Gott, wir loben Dich ..." Wir fuhren aber nicht in unsere Heimat (Rumänien), sondern (man transportierte uns) mit den deutschen Kriegsgefangenen nach Frankfurt/Oder. ... Bis zum 3. Januar 1947 waren wir unterwegs. In Frankfurt/Oder wurden wir gebadet. Wir bekamen dort 3 Tage lang gutes Essen. Dann erfolgte die Weiterfahrt ins Lager Hoyerswerda. ... Das Essen wurde wieder knapper. ...<<

## Die Zwangsverschleppung der Ungarn-Deutschen

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1956 über die Verschleppung der Ungarn-Deutschen (x008/42E-44E): >>Da die Sowjetunion Ungarn als besetztes Feindesland betrachtete, wurden, ähnlich wie im deutschen Osten, Arbeitskräfte für den Wiederaufbau in der Sowjetunion aus dem besetzten Gebiet herausgezogen.

Ob und wie weit die Zahl der Zwangsarbeiter durch Abmachungen zwischen der russischen Militärregierung und der provisorischen Nationalregierung in Ungarn begrenzt worden ist, kann heute noch nicht quellenmäßig belegt werden. Ebenso ist nichts darüber bekannt, ob gerade die Volksdeutschen in Ungarn für die Deportation in die Sowjetunion vorgesehen waren.

Die Eintreibung und der Abtransport der für die Verschleppung Bestimmten setzte wie in anderen Ländern gerade zu Weihnachten 1944 ein und dauerte bis Ende Februar; einzelne Nachzüglertransporte gingen noch im März und April ab. Die Aktion wurde in den einzelnen Gebieten des Landes in verschiedenen Formen durchgeführt, erfaßte aber nicht nur Deutsche, sondern weit mehr Madjaren; auch die anderen Minderheiten, einschließlich der Juden, wurden davon betroffen.

In Pest - dem Stadtteil Budapests links der Donau - das gerade zur Zeit der anlaufenden Verschleppungsaktion in die Hände der Russen fiel, und in den Orten östlich davon, die während der Belagerung der Hauptstadt Kampfgebiet waren, wurden alle Arbeitsfähigen, deren man habhaft werden konnte, zusammen mit deutschen und madjarischen Kriegsgefangenen nach dem Osten getrieben. Man zog sie in Lagern zusammen und transportierte sie mit den zurücklaufenden Leerzügen nach Rußland.

Ogleich hierbei Personen mit deutschen oder deutschklingenden Namen besonders stark der Gefahr ausgesetzt waren, von den Fangkommandos - russischen Soldaten oder madjarischen Kommunisten - aufgegriffen zu werden, so machten die Deutschen in der großen Zahl der aus dem Pester Raum Verschleppten doch nur einen kleinen Prozentsatz aus.

Einen wesentlich anderen Charakter trugen die Zwangsdeportationen im Süden des Landes, also in der Batschka und in der Schwäbischen Türkei. Hier wurden die Eintreibekommandos in der Mehrzahl von jugoslawischen Partisanen gestellt. Da durch den Rückfall des Baranyadreiecks, der jugoslawischen Batschka und des westlichen Banats - also der Gebiete, die 1941 von Ungarn annektiert worden waren - an Jugoslawien die Grenzen in dieser Übergangszeit offenblieben, konnten die von einem fanatischen Deutschenhaß getriebenen Partisanen ungehindert nach Ungarn einströmen.

Sie waren es, die hier im Zusammenwirken mit ungarischen Kommunisten und fanatischen Nationalisten in der Zeit kurz nach dem Zusammenbruch eine mit dem übrigen Ungarn dieser Tage nicht zu vergleichende Gewalt- und Willkürherrschaft aufrichteten. In dem von ihnen usurpierten Machtbereich wurden vornehmlich Volksdeutsche von der Verschleppungsaktion erfaßt und planmäßig - die Männer bis 40 oder 45, die Frauen bis zu 35 Jahren - in kleine Lager zusammengetrieben und nach Baja oder eins der anderen Zentrallager Pécs oder Bácsalmás in Marsch gesetzt. Baja war als Sammellager für die Verschleppten des gesamten Südens außerordentlich geeignet, weil sich hier die einzige unzerstörte Donaubrücke des Gebietes befand. Von dort gingen ununterbrochen Transporte in die Sowjetunion ab.

Die Partisanen kamen in kurzen Streifzügen sogar bis vor die Tore von Budapest, um die einzelnen deutschen Gemeinden durchzukämmen. Da die Volksdeutschen an die Aufstellung von Arbeitskommandos inzwischen gewöhnt waren, ließen sie sich zunächst einreden, es ginge für 14 Tage zum Maisbrechen oder zu Aufräumungsarbeiten in die jugoslawische Batschka.

Die Gefährdeten wußten sich aber sehr bald auf die Lage einzustellen, sie suchten Schutz bei befreundeten madjarischen Familien oder versteckten sich in der Umgebung des Dorfes und



kehrten nach Beendigung der Aktion, die in der Regel nur wenige Tage dauerte, aber öfter wiederholt wurde, wieder in ihre Wohnungen zurück.

Die menschenunwürdige Behandlung der Deportierten auf den Transporten wie auch ihr weiteres Schicksal in den sowjetischen Zwangsarbeitslagern glichen bis in Einzelzüge hinein den Leiden, denen die ostdeutschen Zivilverschleppten in derselben Zeit unterworfen waren. Die Kälte in den ungeheizten Waggons, mangelnde Verpflegung, Durst, der zum Trinken verseuchten Wassers führte, epidemische Krankheiten wie Ruhr und Typhus, forderten schon auf der Reise, die in der Regel zwei Monate dauerte, die ersten Todesopfer.

In den Zielorten - meist Arbeitslager im Donezbecken - mußten die Unterkünfte sehr oft erst von den Lagerinsassen errichtet werden. Die schwere Arbeit in den Kohlschächten und die mangelhafte Ernährung zumindest der ersten Jahre verursachte weitere Verluste.

Schon im Sommer und Herbst 1945 trafen die ersten Züge mit Rückkehrern aus Rußland wieder in der Heimat ein. Es waren ausschließlich Krankentransporte, deren Insassen bis zum Skelett abgemagert waren. Auch die Heimkehrer der folgenden Jahre wurden nur entlassen, weil sie inzwischen arbeitsunfähig geworden waren.

Seit 1948 kehrten auch Gesunde zurück, die Transporte gingen zu dieser Zeit schon in vielen Fällen über Frankfurt an der Oder, da inzwischen der größte Teil der Angehörigen der Verschleppten ausgewiesen war und in Deutschland lebte.

Insgesamt sind nach ungarischen Angaben 600.000 Menschen aus Ungarn als Kriegsgefangene oder Zivilarbeiter in die Sowjetunion verschleppt worden, darunter etwa 30.000 bis 35.000 volksdeutsche Zivilisten und etwa 30.000 ungarndeutsche Kriegsgefangene.

Dies bedeutet, daß etwa 10 % der ungarischen Verschleppten und Kriegsgefangenen Volksdeutsche waren, während deren Anteil an der Gesamtbevölkerung nach dem amtlichen Volkszählungsergebnis von 1941 nur 5,2 % für Trianon-Ungarn bzw. 4,8 % für das damalige Gesamtungarn betrug.

Die meisten verschleppten Volksdeutschen stammten aus Südwestungarn, also der ungarischen Batschka und der Schwäbischen Türkei. Das Deutschtum um Budapest wurde nur in den ostwärts der Donau gelegenen Orten radikal von der Verschleppung erfaßt. In den westlichen Vororten, im Ofener Bergland, dem Industriegebiet, ist die Aktion nur in einzelnen Gemeinden durchgeführt worden, während andere Orte dieser Gegend, ebenso wie das schon erwähnte Westungarn, von dem Verschleppungsvorgang völlig unberührt geblieben sind.<<

### **Internierung der Volksdeutschen in Katymar durch serbische Partisanen, Verschleppungsaktionen von Januar bis März 1945**

Erlebnisbericht des Josef S. aus Katymar im Komitat Bacs-Bodrog, Ungarn (x008/49-51):

>>... In der Nacht vom 18. auf den 19.11.1944 tauchte auf unserem abseits gelegenen Gehöft eine fremde Partisanengruppe aus dem benachbarten Regöce auf, nahmen eine Hausdurchsuchung vor und forderten meinen Vater auf mitzukommen, weil sie ihn zu irgendwelcher Arbeitsleistung brauchten.

Alle Einwendungen und alles Bitten und Flehen nützte nichts. Er mußte mit ihnen. Wir verständigten sofort die uns bekannten serbischen Partisanen des Nachbardorfes, und einige von ihnen, mit denen wir näher bekannt waren, erklärten sich bereit, meinen Vater aus den Händen seiner Entführer zu befreien. Sie machten sich auch auf den Weg.

Unglücklicherweise aber begann in dieser Nacht der Durchmarsch einer großen russischen Kampfseinheit. Alle Straßen waren von den Sowjettruppen überflutet, so daß sich die Suche nach den Menschenräubern vorerst als ergebnislos erwies, und als zwei Tage später die Straßen wieder frei waren, waren die Partisanen mit meinem Vater bereits nach Jugoslawien verschwunden. Den verschiedenen Versuchen nach dem Verbleib des Vaters zu forschen, wurde Mitte Dezember durch Absperrung der jugoslawischen Grenze ein Ende gemacht.

Wir haben von unserem Vater nie mehr etwas gehört oder gesehen und müssen annehmen, daß er ebenso wie viele tausend andere Volksdeutsche sein Leben verlor, obwohl er weder mittelbar noch unmittelbar an irgendwelchen Maßnahmen oder Taten beteiligt war, die einen Racheakt begründet hätten.

An weiteren Verschleppungen durch die serbischen Partisanen ist mir nur noch ein Fall bekannt, der sich mit einem Volksdeutschen namens Anton Müller unter ähnlichen Umständen abspielte, wie die Entführung meines Vaters.

An den nächstfolgenden Monaten dauerten die Plünderungen an. Der Herbstweizen war schon bestellt gewesen als die Russen kamen, eine weitere landwirtschaftliche Arbeit war in den vollständig ausgeplünderten Wirtschaften nicht möglich. Die Dorfbewohner und auch meine Mutter und ich lebten von den versteckten Vorräten, die wir noch hatten. Im Jahre 1945 wurde dann überhaupt nichts mehr angebaut. Was noch irgendwie übrig blieb, fiel im Frühjahr 1945 der einsetzenden systematischen Requirierung der Russen zum Opfer.

In der Nacht vom 14. auf den 15.1.1945 wurden überfallartig die Volksdeutschen des Dorfes Katymar zur Deportation nach Rußland zusammengetrieben. Die serbischen Partisanen fuhren mit ihren Wagen von Haus zu Haus und fingen alle arbeitsfähigen Männer und Frauen deutscher Muttersprache zusammen.

Die von den Russen erlassene Verfügung zu diesen Deportationen in die sowjetischen Bergwerke galt nur für bestimmte Altersklassen. Es handelte sich dabei, wie üblich, meistens um Männer bis 40 Jahre und Frauen bis 35 Jahre. Die von russischen Soldaten begleiteten Partisanen hielten sich aber offenbar nur wenig an solche Beschränkungen.

Sie konnten allerdings nur einen Teil der Menschen einfangen, weil die meisten ... geflüchtet waren und sich versteckt hielten. Der erste Transport, der schon am 15.1. abging, umfaßte daher nur etwa 160 Menschen. Sie wurden ... mit anderen Transporten vereinigt und nach Rußland weitergeleitet. Ein zweiter Transport von etwa 120 Personen ging einige Wochen später ab. Das Einfangen der Menschen, d.h. der Deutschen und die teilweise gelungenen Fluchtversuche wiederholten sich nach dem Beispiel des ersten Transportes.

Ich war mittlerweile 16 Jahre alt geworden und mußte befürchten, auch verschleppt zu werden, und so hielt ich mich verborgen. Ich schlief nachts bei bekannten Serben, denn tagsüber fanden gewöhnlich keine Menschenjagden statt.

Ende März geriet ich aber trotz aller Vorsichtsmaßnahmen doch in eine zur Deportation zusammengefangene Gruppe. Die Partisanen kamen, um meine Mutter, die damals 36 Jahre alt war, abzuholen, und da sie abwesend war, nahmen sie mich als Geisel mit und verkündeten, daß ich freigelassen würde, wenn sich meine Mutter meldete. Meine Mutter meldete sich daraufhin, aber sie behielten uns beide.

Wir wurden mit einer kleinen Gruppe von Volksdeutschen in der Schule interniert. Es gelang ihnen jedoch nicht, eine größere Anzahl von Volksdeutschen zu fangen. Ein russischer Major kam zur Übernahme und besichtigte uns. Zu unserer freudigen Überraschung erklärte er uns ... in deutscher Sprache: "Alles nach Hause!"

Nach Wiederholung dieser Aufforderung, die wir mit Staunen vernahmen, durften wir tatsächlich gehen. Am nächsten Tag erfuhren wir, daß dem Russen der Transport zu klein gewesen sei, der Transport habe sich ihm nicht gelohnt.

Ich war schon seit Januar 1945 von den Russen immer wieder zur Arbeit verpflichtet worden und zwar ohne daß sie mich gefangen nahmen. Zunächst mußten wir das herrenlose Vieh füttern, bis es abgetrieben wurde und später andere Arbeiten für die russischen Truppen verrichten. In der Nacht durfte ich aber nach Hause gehen.

Aus Budapest kam von Zeit zu Zeit ein Vertreter der dortigen kommunistischen Organisation, ein invalider Jude und fing sich zu Arbeitszwecken Volksdeutsche ein. Auch ich wurde im September einmal mit ca. 50 Schicksalsgenossen mitgenommen und nach Budapest geführt.

Dort übernahmen uns die Kommunisten.

Mit dem Abendzug fuhren wir heimlich wieder nach Hause. Ich hielt mich in Hinkunft des Nachts nach Möglichkeit außerhalb unserer Wohnung auf. Anscheinend aber wurde ich auch nicht mehr gebraucht.

Im Herbst 1945 stellte uns die kommunistische Gemeindeleitung vor die Wahl, entweder unseren Landbesitz zu bearbeiten oder ihn zu übergeben. Da wir vollständig ausgeplündert waren und weder über Vieh und landwirtschaftliche Geräte verfügten, übergaben wir das Gut und übersiedelten in das Dorf Katymár.<<

### **Zwangsarbeit in der Sowjetunion von 1945 bis Ende Oktober 1949**

Erlebnisbericht der L. A. aus dem Komitat Tolna, Ungarn (x008/55-56): >>Ich wurde für die Arbeit in der Kohlengrube eingeteilt. Als ich zum ersten Mal in den Schacht fuhr, hoffte ich, das es mein letztes Lager in Rußland sein würde. Ich mußte schwere körperliche Arbeiten leisten, doch durch das harte Schicksal wurde auch ich immer härter. Die Hoffnung, noch einmal nach Hause zu kommen, hielt mich aufrecht.

Es verging Jahr um Jahr und 1947 kam. ... Niemand wußte, was in der Heimat (Ungarn) geschehen war. Im Herbst 1947 bekamen wir erstmalig Post aus der Heimat. Es war für alle eine große Freude, obwohl sie schrieben, daß man ihnen in der Heimat alles genommen hatte. ... Wir sehnten uns trotzdem nach der Heimat. Nichts konnte uns erschüttern. Wir wollten nur noch einmal zu unseren lieben Familienangehörigen zurück. ...

Von Monat zu Monat versprach man uns, daß wir bald in die Heimat zurückkehren könnten. Nun kam wieder ein Sommer. Schon so mancher Kamerad hatte bereits sein Leben im gefährlichen Bergwerk gelassen. Durch die schwere Arbeit und schwache Kost wurde ich wieder krank. Der russische Arzt schrieb mich für schwere Grubenarbeiten arbeitsunfähig. Ich bekam jetzt ganz leichte Arbeiten. ...

Ich erholte mich etwas und mußte wieder in der Kohlengrube arbeiten. ... Wir erhielten Post und die Verhältnisse im Lager wurden immer besser. Sonntags wurden wir von deutschen Kriegsgefangenen im Lager besucht, die für uns Musikvorführungen veranstalteten. Auch ungarische Kriegsgefangene besuchten uns ab und zu im Lager, um Musikkonzerte für uns zu spielen. Man versprach uns außerdem, daß wir im Oktober heimfahren sollten. ... Am 17. Oktober gingen wir zum letzten Mal zur Arbeit. Wir freuten uns und konnten die Zeit bis zur Abfahrt kaum erwarten. Am 27. Oktober 1949 wurden wir endlich eingeladen und am Abend fuhren wir in Richtung Heimat ab.

Am 2. November kam der Zug an der rumänisch-slowakischen Grenze an. ... Dort wurden wir ausgeladen und entlaust. Wir bekamen gutes Essen und gingen schlafen.

Am nächsten Tag ging es weiter in Richtung Heimat und am 3. November fuhren wir um 5 Uhr morgens über die ungarische Grenze. Unsere Freude war groß, denn nach 5 Jahren waren wir wieder in der Heimat. Am 4. November kamen wir im Heimkehrlager in Debrecen an. Wir wurden schön empfangen, bekamen zu essen, wurden nochmals entlaust und viele wurden gleich entlassen.

Ich blieb mit etlichen anderen zurückgekehrten Zwangsarbeitern im Lager, weil man unsere Eltern bereits ausgewiesen hatte. Da wir zu ihnen nach Deutschland wollten, versprach man uns, daß wir bis Weihnachten nach Deutschland ausreisen könnten. Es wurde Weihnachten, aber wir waren immer noch im Lager. Zum ersten Mal seit 5 Jahren feierten wir unter einem kleinen Tannenbaum das Weihnachtsfest. Man versprach uns, daß wir im Frühjahr fahren dürften. ...<<

### **Internierung der Volksdeutschen im Komitat Baranya im Dezember 1944**

Erlebnisbericht der A. H. aus Bikal im Komitat Baranya, Ungarn (x008/59-60): >>Am 28.

November 1944 wurde durch Trommelschlag bekanntgegeben, daß sich die Sowjets bereits bei Fünfkirchen befinden. Es solle jeder, der es nur könne, flüchten; in einigen Stunden sei es bereits zu spät.

Es haben sich insgesamt nur 13 Familien entschlossen, dem Aufruf Folge zu leisten. Sie hatten aber zum Teil kein Glück, denn sie wurden entweder auf der Flucht von sowjetischen Einheiten eingeholt oder von denselben nach dem Krieg aus der Tschechoslowakei, wo sie sich nach der Flucht aufhielten, nach Ungarn zurücktransportiert. ...

Die Russen besetzten am 29. November 1944, um 20 Uhr 30, den Ort, nachdem es vorher auf dem Berg Sobak zu einem kleineren Feuergefecht gekommen war.

Von der erwarteten sowjetischen Schreckensherrschaft konnte man in unserem Ort zumindest bis zur Deportierung nicht sprechen. Es wurde nur sehr viel requiriert, besonders Pferde und Fuhrwerke. Die Beschlagnahmung erfolgte stets unter Teilnahme eines Gemeinderatsmitgliedes. Die Zeit bis ... Weihnachten verlief verhältnismäßig ruhig, zumal unser Ort etwas abgelegen war und keine russische Kommandantur beherbergte.

In der Nacht vom 23. auf 24. Dezember 1944 weilte auch unser Notar in Sasd, wo sich die Notare des Kreises auf der russischen Kommandantur zum Befehlsempfang eingefunden hatten. Schon am nächsten Morgen wurde bekanntgegeben, daß sich die Frauen von 17 bis 35 und die Männer von 17 bis 45 Jahren in Sasd zu einem Arbeitsdienst, angeblich zur Maisaktion in der Batschka, einzufinden haben.

Es kam zu einem kleinen Aufruhr, als bekannt wurde, daß viele von der Liste gestrichen wurden, bei denen die Voraussetzungen vorlagen. Es handelte sich vorwiegend um Personen katholischen Glaubens, wobei der Notar einfach argumentierte, daß die Evangelischen größere Anhänger des Deutschtums als die Katholischen gewesen seien. Die Betroffenen erklärten danach kurzerhand, daß sie sich nicht stellen würden. Der Notar erwiderte: "Die Deutschen haben den Krieg verloren, sie müssen gehen".

Erst nachdem die Russen mit Zwangsmaßnahmen drohten und Anzeigen erstattet wurden, entschloß man sich zu gewissen Korrekturen. Danach sagten die Russen: "Wer nicht Folge leistet, wird kraft Gesetzes erschossen".

In Sasd kamen wir vor eine russische Kommission. Der Kreisarzt Dr. Palmi und der Dolmetscher Adam aus Magocs, den man Zigeuner nannte, waren Beigeordnete dieser Kommission. Adam, der mit einer Russin verheiratet war und selbst russisch sprach, war bestechlich. Gegen Entgelt konnte man mit seiner Hilfe der Verschleppung entgehen. ...

Der Deportation fielen 45 Frauen und 17 Männer aus unserem Ort zum Opfer, die in 2 Transporten das Land verließen. ...<<